

Referat und Diskussion „Totgesagte leben länger – autobiografische Notizen eines Beatmeten“

Referent: Dr. Peter Radtke

Moderation: Marion Geier

MAIK 2017, Samstag, 28. Oktober 2017

Heute wollen wir über ein Thema sprechen, das uns in der einen oder anderen Form lebenslang begleitet, und das trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – als Tabu behandelt wird. Doch wer in der Arbeit mit sogenannten Schwerstbehinderten oder -kranken steht oder wer selber diesem Personenkreis angehört, wird nicht umhinkommen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Ich meine das Thema Sterben und Tod. Dabei will ich versuchen, es nicht abstrakt abzuhandeln, sondern ich will es an meiner eigenen Biografie erläutern. Nicht weil ich mir so wichtig vorkomme, sondern weil man nur in der Selbstreflexion ehrlich genug mit der Thematik und den sich daraus ergebenden Konsequenzen umgeht. Im Anschluss daran wollen wir in einen gemeinsamen Gedankenaustausch eintreten, der das Gesagte durch Fragen, Ergänzungen und persönliche Erfahrungen vertiefen soll.

Vermutlich hat mir mein Todesurteil das Leben gerettet. Das hört sich paradox an, aber Widersprüche haben mein ganzes Leben begleitet. Keine Schule wollte mich als Kind wegen der Gefahr von Unfällen aufnehmen. Trotzdem habe ich später studiert, promoviert und saß viele Jahre im Deutschen Ethikrat. Ich kann weder gehen noch stehen. Aber wahrscheinlich habe ich mehr von der Welt gesehen als die meisten von Ihnen. Man verweigerte mir Arbeitsstellen, weil ich, wie man meinte, keine zehn Jahre in einem Beruf durchhalten könne. In meiner späteren Tätigkeit war ich dreiundzwanzig Jahre Geschäftsführer ohne längere Ausfallzeiten und übte mehrere Berufe gleichzeitig aus. Was sich die Umwelt in der Regel unter sogenannten Schwerstbehinderten vorstellt und das, was tatsächlich zutrifft, sind oftmals zwei völlig verschiedene Welten. Und das Todesurteil? „Ihr Kind wird kaum älter als drei Monate. Es hat die schwere Form der Glasknochenkrankheit. Seine Überlebenschancen sind gleich Null“. So lautete die Prophezeiung der Ärzte bei meiner Geburt. Sie können sich den Schreck meiner Eltern vorstellen. Wenn ein junges Paar eine solche Mitteilung erhält, hat es zwei Möglichkeiten. Entweder es findet sich mit dem Schicksal ab und bereitet sich auf das angeblich Unausweichliche vor, oder es nimmt alle Kraft zusammen und sagt: „So schnell geben wir nicht auf. Und wenn es wirklich sein sollte, dann wollen wir unserm Kind wenigstens die Tage, die es leben darf, so schön machen, wie es geht“. Meine Eltern wählten den zweiten Weg. Et voilà. Heute bin ich 74 Jahre alt und felsenfest davon überzeugt, dass mich die unvergleichliche Liebe, mit der ich umsorgt wurde, und die keineswegs selbstverständlich war, vor dem bewahrt hat, was mir eigentlich zugedacht war. Fairerweise muss man jedoch ergänzen, dass zu jener Zeit kaum etwas über Osteogenesis imperfecta, so die lateinische Bezeichnung der Behinderungsart, bekannt war. Etwas besser ist es heute mit dem Wissen darüber bestellt, obwohl auch noch immer etliche Kenntnislücken bestehen.

Gefährdet war mein Leben jedoch nicht nur in Bezug auf eine verkürzte natürliche Lebenserwartung. Man schrieb das Jahr 1943. Zehn Jahre schon herrschten in Deutschland die Nationalsozialisten. Was das für Menschen mit einer Behinderung zur damaligen Zeit bedeutete, brauche ich sicher nicht auszuführen. Selbst wenn sie weit weniger betroffen waren als ich, erwartete sie ein grausames Schicksal. Euthanasie hieß der euphemistische Begriff, schöner Tod, mit dem man den Mord an fast 200.000 Kindern, Jugendlichen und Alten umschrieb. Ihre einzige Schuld bestand darin, krank oder behindert zu sein. Meine Mutter war Krankenschwester. Ich habe noch selbst die Lehrbücher gesehen, die sie in ihrer Ausbildung auswendig lernen musste. Auf jeder zweiten Seite wurde die Erbgesundheit beschworen. Dass die junge Frau trotz solcher Indoktrination „Ja“ zu ihrem behinderten Säugling sagte, dass sie auf Anraten von Freunden vor den Schergen Adolf Hitlers aus meiner Geburtsstadt Freiburg im Breisgau weg nach Regensburg floh, wo niemand uns kannte, mag man geradezu als ein Wunder ansehen. Ich tue es zumindest.

Und bezüglich meiner körperlichen Verfassung? Ich war tatsächlich sehr zerbrechlich. Ich hatte in den ersten Jahren ohne Übertreibung fast in jeder Woche, später zumindest in jedem Monat eine Fraktur. Die Brüche wurden in der Regel von meiner Mutter notdürftig zuhause versorgt. Ein Streckverband, manchmal nicht einmal das, musste genügen. Die schief und korkenzieherartig zusammengewachsenen Knochen zeugen noch heute von dieser unseligen Zeit. Doch Krankenhäuser schienen in jenen Tagen für Menschen wie mich zu unsicher. Ich denke, meine Mutter ahnte, was dort geschah. Es wäre also nicht unmöglich gewesen, ja vielleicht sogar sehr wahrscheinlich, dass entweder eine Embolie oder die Gesundheitspolitik des Dritten Reiches das frühe Ende meiner Lebensbahn bedeutet hätte. Von all dem wusste ich nichts – und das war auch gut so. Wenn sich meine Mutter Sorgen gemacht haben sollte, was sie ganz bestimmt tat, ließ sie mich nichts davon spüren. Auf diese Weise verlebte ich eine Kindheit, die zwar von Knochenbrüchen gezeichnet war, die ich aber ansonsten völlig unbeschwert genossen habe. Hier begegnen wir einer Erfahrung, die ich immer wieder machen durfte. Vielleicht zählte mein damaliges Jahr im übertragenen Sinne 360 Regen- und fünf Sonnentage. Für mich existieren bis heute nur die fünf Sonnentage bzw. ich erinnere mich nur an diese. Die übrigen 360 hinterließen keine Spuren in meinem Gedächtnis. Nicht die objektiven Tatsachen entscheiden darüber, ob man sein Leben als lebenswert ansieht. Es sind die subjektiven Empfindungen, die ein Leben glücklich oder unglücklich machen. Ob man dann allerdings die Gnade erfährt, stets das halbvolle Glas sehen zu dürfen und nicht das halbleere, hängt nicht allein von einem selber ab. In dieser Hinsicht kann die Umwelt sehr viel bewirken. Und Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind ein Teil dieser Umwelt. So schmerzhaft auch die ersten Jahre meines Lebens gewesen sein mögen, das Negative, das ihnen zweifellos innewohnte, wurde in meiner Erinnerung weitgehend ausgelöscht durch die Wärme meines Elternhauses, eine Wärme, die mich immer und überall umgab. Ich habe in der Jugend sehr viel gelesen. Daher machte ich mir mit zunehmendem Alter natürlich auch durchaus Gedanken, welche Lebenserwartung ich mit meiner Behinderung haben könnte. Dabei spielte die Glasknochenkrankheit überraschenderweise zunächst nicht unbedingt die entscheidende Rolle. Ich weiß nicht einmal, ob ich meiner Behinderung überhaupt richtig bewusst war. Schließlich hielt mich meine Mutter sehr besorgt von mir ähnlichen Schicksalsgefährten fern. Ich hatte ja in ihren Augen mit jenen armen Wesen nichts gemein. Vielmehr ging es überhaupt um die Frage der begrenzten Lebenszeit. Was ich Ihnen jetzt sage, werden Sie vielleicht nicht für möglich halten. Ich war doch nicht dumm und hätte es eigentlich besser wissen müssen. Aber bis in die Pubertät hinein, vielleicht sogar noch länger, bildete ich mir ein, dass natürlich alle Menschen sterben müssten, dass aber ich eine Ausnahme sei. Wie ich zu dieser Auffassung gelangte, weiß ich nicht. Was ich aber weiß ist, dass mich diese Überzeugung vor jeglicher Depression bewahrt hat. Es war eine Art Selbstschutz, den mir ein gnädiges Geschick zugebracht hatte. Allerdings konnte ich mich nicht ewig mit einer derart simplen Täuschung selbst betrügen. Irgendwann ließ die Wirkung des Schutzes nach. Da kam mir ein neuer Glücksfall zu Hilfe. Es war wohl in den Siebziger Jahren, da begegnete ich in Schottland einer älteren Dame. Sie saß im Rollstuhl und hatte dieselbe Behinderungsart wie ich. Sie mochte vielleicht sechzig oder siebzig Jahre alt gewesen sein. Blitzartig durchfuhr mich der erlösende Gedanke: Wenn also Glasknochenbetroffene doch ein solch hohes Alter erreichen können, dann hatte ich ja noch viele, viele Jahre vor mir. Ein Fehlschluss, denn niemand sagte, dass ausgerechnet ich zu diesen Auserwählten gehören würde. Aber sei's drum. Ein tonnenschwerer Stein fiel mir vom Herzen. Erst jetzt merkte ich, wie sehr mich die Frage der zur Verfügung stehenden Lebenszeit im Unterbewusstsein doch bedrückt hatte. Wie lebt es sich aber mit dem Wissen, dass alles von heute auf morgen zuende sein kann? Im Grunde ganz normal, denn es ist schlichtweg eine universelle Tatsache. Nur machen sich die wenigsten Menschen diese bewusst, beziehungsweise sie verdrängen sie. Jemand mit schwerer Behinderung kann das nicht so einfach, selbst wenn er es durch mancherlei Tricks, wie die eben geschilderten, versuchen möchte. Durch seine Umwelt, aber auch durch viele kleine Alltagserfahrungen wird er immer wieder auf seine Verletzlichkeit gestoßen. Er braucht keinen Sklaven, wie der siegreiche Feldherr im antiken Rom während des Triumphzuges, der ihn ständig ermahnt „Denke daran, dass du sterblich bist“.

Ich muss zum Beispiel aufpassen, nicht abgerechnet zu werden. Eine Erkältung aufgrund unglücklicher Umstände verursachte bei mir vor einigen Jahren eine Lungenentzündung, die man im Krankenhaus im letzten Augenblick gerade noch in den Griff bekam. Mehrere Tage lag ich im künstlichen Koma. Ich habe in den Abgrund geschaut und ich kann Ihnen versichern: Es war nicht schön. Was ich damals erlebte, habe ich in einer Geschichte festgehalten, der ich den Titel gab „Niedergefahren zur Hölle“ und die in meinem Buch „Der Sinn des Lebens ist gelebt zu werden“ Aufnahme fand.

Ein anderes Beispiel. Einmal rammte ein Auto meinen Rollstuhl. Ich flog im hohen Bogen aus meinem Gefährt und schlug auf den harten Asphalt auf. Anschließend erlebte ich tatsächlich das, was von manchen Nahtoderfahrungen berichtet wird. Schwerelos schwebte ich in die Höhe und sah von dort oben mich unten winzig klein neben meinem Rollstuhl liegen. Mein Geist, oder soll ich sagen „meine Seele“, hatte den Körper verlassen und führte offensichtlich eine selbstständige Existenz. Und noch eine weitere Nahtoderfahrung möchte ich erwähnen. Ich war ungefähr zwanzig Jahre alt. Eines nachts träumte ich, ich befände mich in einer schwarzen Röhre. Irgendwo an ihrem Ausgang leuchtete ein heller Punkt. Dieses Licht zog mich mit unwiderstehlicher Macht an. Je näher ich dem Punkt kam, je größer er wurde, desto mehr wich das Schwarz zurück und ein gleißendes Licht umfing mich. Fast konnte ich mich nicht mehr dem Sog entziehen. Er erfüllte mich mit einem vorher noch nie erfahrenen Wohlgefühl. Gleichzeitig wusste ich aber, dass ich, wenn ich voll in das Licht eintauchen würde, tot wäre. So gerne ich der verführerischen Kraft nachgeben wollte, so sehr stemmte sich mein Lebenswille dagegen. Mein Weg auf dieser Erde sollte noch nicht zuende sein. Und tatsächlich. Nach und nach breitete sich das Schwarz wieder aus. Als das Licht völlig verschwunden war, wachte ich plötzlich auf. Mein Herz pochte rasend und ich spürte, ich war noch einmal dem Tod von der Schippe gesprungen. Die Herzrhythmusstörungen, die mich danach mehr als ein halbes Jahr verfolgten, erinnerten mich ebenfalls daran, dass das Leben nur eine gestundete Zeit ist.

Ist der Tod also schön, wie in meinen Erfahrungen mit der dunklen Röhre oder der Trennung von Körper und Geist? Oder doch eher schrecklich wie die Tage im künstlichen Koma? Ich kann es nicht sagen. Doch nicht nur die eigenen Erfahrungen am Rande des Abgrunds, auch die Begegnungen mit dem Tod anderer Menschen prägen unser Verhalten. Da war zum Beispiel jenes Ehepaar aus der Schweiz. Der schwangeren Frau hatten die Ärzte mitgeteilt, dass ihr Kind mit der schweren Form der Glasknochenkrankheit zur Welt kommen würde. Möglicherweise werde es sogar eine Todgeburt. Ob sie daher nicht eher eine Abtreibung ins Auge fassen wolle. Ich war damals Vorsitzender der deutschen Vereinigung für diese Behinderungsart. Die Eltern baten mich in dieser Angelegenheit schriftlich um Rat. Ich muss vorausschicken, dass ich ein engagierter Gegner jeder aktiven Sterbehilfe bin, was sich auch in einigen Sondervoten des Deutschen Ethikrates niederschlägt. Ich glaube, dass uns das Leben als Geschenk gegeben ist. Ein Geschenk aber gibt man nicht einfach zurück. Doch was sollte ich diesen Eltern sagen? Würden sie mir nicht zu Recht vorwerfen, ich argumentiere nur vom grünen Tisch? Habe ich selber je über Leben oder Sterben eines Geschöpfes entscheiden müssen? Nein. Im Ethikrat ging es um Prinzipielles. Aber hier? Irgendwie mogelte ich mich mit einer Radio-Eriwan Antwort heraus: Ja, aber. Ich würde zwar nicht unbedingt die Schwangerschaft abbrechen – auch bei mir hätten sich ja die Ärzte geirrt –, aber wenn es wirklich die schwere Form sei, könnte ich auch verstehen, wenn sie abtreiben würden. Im Grunde gab ich also überhaupt keinen Rat. Ein Vierteljahr später erhielt ich von diesem Ehepaar einen weiteren Brief. Es bedankte sich für meinen Ratschlag, nicht abzutreiben. Hatte ich einen solchen Ratschlag wirklich gegeben? Das Kind sei zur Weihnachtszeit geboren worden und habe drei Tage gelebt. In diesen drei Tagen hätten sie, die Eltern, Stunde um Stunde an seiner Wiege gesessen und seine kleinen Händchen gehalten. Es sei die wertvollste Zeit in ihrem bisherigen Leben gewesen. Ähnliche Erfahrungen kenne ich auch aus anderen Berichten.

Was können wir aus diesem Beispiel lernen? Mindestens zweierlei. Menschen entnehmen einem Gespräch, einem Ratschlag in der Regel das, was verschwommen bereits in ihrem Unterbewusstsein darauf wartet, ins klare Bewusstsein gebracht zu werden. Das Schweizer Ehepaar hatte sich im Grunde schon entschieden, bevor es nach meiner Meinung fragte. Daher ist es für

eine Problemlösung hilfreich, ja unabdingbar, soweit es geht, die Haltung seines Gegenübers zu antizipieren. Dann wird man sich als Bezugsperson darauf einstellen können und die nötigen Worte finden, um selbst eine eingefahrene, hinderliche Auffassung zu erschüttern. Und eine zweite Erkenntnis wurde mir wieder deutlich vor Augen geführt. Kein Ereignis kann in seiner Auswirkung von vornherein als gut oder schlecht beurteilt werden. Vielmehr hält sich das Schicksal jeden Ausgang offen. Ein Gedanke des früheren tschechischen Präsidenten Václav Havel ist mir in dieser Hinsicht zu einem Leitspruch geworden: „Hoffnung ist nicht, dass alles gut ausgeht, sondern dass alles, wie immer es ausgeht, gut ist“.

Wie sehr mich das Sterben und der Tod fremder Menschen auch selbst berührte, erfuhr ich während eines Krankenhausaufenthaltes auf der Intensivstation einer Münchner Klinik. Ich lag in einem Zweibettzimmer, vom Mitpatienten nur durch einen Vorhang getrennt. Eines Nachmittags war beim Nachbarn ein ständiges Kommen und Gehen. Ich konnte nichts sehen, hörte jedoch, wie die Angehörigen weinten, wie sie jammerten, er solle die Seinen nicht verlassen. Ich hätte mir Ohrstöpsel in die Ohren pressen wollen. Es half nichts. In der Nacht starb dann der Mann tatsächlich. Ich war so erschöpft, dass ich nicht einmal etwas davon merkte. Nur das Bett war am nächsten Morgen leer und frisch bezogen. So war ich in gewisser Weise erleichtert, als kurz darauf eine neue Patientin in mein Zimmer zog. Die Ereignisse des Vortages hatten auch mich mitgenommen. Aber erneut wurde ich mit Tod und Sterben konfrontiert, diesmal in geradezu entgegengesetzter Hinsicht. Die offenbar todkranke Frau sollte nur vorübergehend meine Nachbarin bleiben. Am kommenden Tag war die Verlegung auf die Palliativstation vorgesehen. Nun ließ die Frau eine Sozialarbeiterin kommen, um mit ihr jede Einzelheit ihres Begräbnisses und ihres Nachlasses zu besprechen. Ich wollte gesund werden und begegnete in diesem Zimmer überall dem Tod. So falsch ich es finde, wenn man dem Thema ein Leben lang ausweicht, so problematisch kann es sein, wenn es einem am falschen Ort zur falschen Zeit aufgezwungen wird. Ich bin sicher, dass sich damals mein Genesungsprozess durch die unfreiwillige Anteilnahme an den Geschehnissen meiner Umgebung erheblich verzögert hat. Und eine letzte Begebenheit mit dem Sterben will ich Ihnen nicht vorenthalten, weil sie unmittelbar zu Ihrer Tätigkeit Bezug hat. Meine Mutter starb mit über neunzig Jahren. Ich saß den letzten Tag an ihrem Sterbebett. Man konnte nicht mehr mit ihr sprechen. Am Nachmittag – sie starb gegen Abend – kam eine Mitarbeiterin des Altenheims ins Zimmer, setzte sich zu ihr und nahm sie ganz einfach in den Arm. Das Bild erinnerte an die Pietà von Michelangelo. Sanft schaukelte sie die Greisin und flüsterte ihr Worte zu, die ich nicht verstehen konnte. Auch meine Mutter verstand sie bestimmt nicht mehr. Aber ich erkannte, welche wohltuende Wirkung von diesem Tun auf sie ausging. Ich hatte immer ein sehr enges Verhältnis zu meiner Mutter gehabt, fast könnte man es symbiotisch nennen. Aber Emotionalität war uns beiden eher unbekannt. Und nun sah ich, wie eine wildfremde Frau direkter und unverfälschter zu ihr Kontakt erhielt, als es mir jemals gelungen war. Der Sterbeprozess macht so etwas möglich, sofern man sich nicht vor ihm fürchtet.

Was fängt man mit diesen Erfahrungen und diesem Wissen an, gesammelt aus eigenem Erleben und der Begegnung mit anderen? Soll man sich in Watte einwickeln lassen und das Bett nicht mehr verlassen, weil man Angst vor dem Sterben hat? Eher nicht, denn bekanntlich sterben die meisten Menschen im Bett. Ich denke, jeder Mensch muss hierzu seine eigene Antwort finden. Es gibt kein Patentrezept. Ich kann Ihnen nur erzählen, wie ich damit umging und noch immer umgehe. Von Horaz stammen die schönen zwei Worte „carpe diem“ – „pflücke den Tag“. Ich denke, ich habe dieses „carpe diem“ im meinem Leben so weit es geht beherzigt. Das mag im einen oder anderen Fall auch einmal die Bereitschaft bedeuten, ein Risiko einzugehen. Das ist immer eine Frage der Abwägung. Ich sagte ja bereits, jeder muss für sich selbst die für ihn passende Entscheidung treffen. Ich bin sicher, dass etliche einige meiner Eskapaden als zu gefährlich einstufen würden.

Ob es sich um die Radtouren mit meiner Mutter bis in die Schweiz handelt, wobei ich in einem Weidenkörbchen auf dem Gepäckträger thronte. Ein Unfall oder auch nur das Umkippen des Rades hätte das Ende aller Träume bedeutet.

Ob es sich um mein Engagement im professionellen Theater dreht, bei dem insbesondere die Probenarbeit im Fall meiner hohen Knochenbrüchigkeit höchst riskant ist - eine Produktion am Züricher Schauspielhaus hat mir fast das Leben gekostet und ist letztlich für den Luftröhrenschnitt und die seitdem notwendige Heimbeatmung verantwortlich.

Doch eines weiß ich genau: Es waren diese Momente, die mir das Leben so lebenswert machten. Selbst heute, als nicht mehr ganz so junger Spund, gehe ich mit Betreuern auf Seereisen über den Atlantik nach New York, wie letztes Jahr, oder mache Kreuzfahrten nach Island, Spitzbergen und Norwegen wie heuer.

„Carpe diem“ - „pflücke den Tag“. Ich belasse es bei dieser Übersetzung. Wieviel anschaulicher ist doch das Verb „pflücken“ als „genießen“ oder „nutzen“. Ich sehe vor mir eine Wiese voller Blumen. Jeder Tag lässt eine andere Blume erblühen, jeder Tag bringt neue Überraschungen. Ich muss die Blume vorsichtig pflücken, damit ich sie näher betrachten kann, damit ich ihre Schönheit erkenne. Dann sind es auch die ansonsten leicht vernachlässigten Kleinigkeiten, die einem auffallen. Und wie lässt sich das Bild der Blumenwiese auf unsere Thematik übertragen? Betrachten wir jeden einzelnen Tag genau. Es gibt keinen Tag, der nicht zumindest einen winzigen Augenblick des Glücks in sich trägt. Ob es die Begegnung mit einem lieben Menschen ist, der warme Wasserstrahl beim Duschen über den nackten Körper, ein leckerer Nachtisch oder ein Sonnenstrahl nach einer Woche voll Nebel. Ihnen, die sie Verantwortung für Ihre Anvertrauten haben, obliegt nun die wunderbare Aufgabe, den Kranken, den Alten, den Behinderten zu helfen, solche Glücksmomente für sich zu entdecken. Nicht alle sind dazu selbstständig in der Lage. Sie brauchen Ihre Hilfe.

Und Zukunft und Vergangenheit, haben die keine Bedeutung? Selbstverständlich habe auch ich wunderbare Erinnerungen an zurückliegende Ereignisse. Auch ich schmiede natürlich Zukunftspläne. Doch das hindert mich nie daran, den gegenwärtigen Augenblick zu genießen. Ich tue es umso mehr, als ich durch meine Behinderung weiß, wie schnell eine noch so ausgetüfelte Planung mit einer einzigen Fraktur über den Haufen geworfen wird. Besonders erinnere ich mich an einen Fall, als wir nach Kreta reisen wollten und die Sanitäter mir beim Einstieg ins Flugzeug das Schlüsselbein brachen. Statt am Strand landete ich im Bett. Aber hat das die Vorfreude beim Planen geschmälert? Genau genommen finden doch Vergangenheit und Zukunft jetzt, in diesem Augenblick, in unserm Kopf statt. Nicht umsonst heißt es, sich ein Ereignis, eine Situation zu „vergegenwärtigen“. Demente Menschen mögen vieles vergessen, aber die Vergangenheit holen sie in die jetzt von ihnen erlebte Gegenwart. Und so blenden sie vielleicht aus, dass Onkel Albert oder Tante Frieda schon längst gestorben sind. Oder sie meinen, in einem Wildfremden den Sohn oder die Tochter vor sich zu haben, die sie in Wirklichkeit schon ewig nicht mehr besucht haben. Als Außenstehende kommt uns das wahrscheinlich unheimlich traurig vor. Aber ist es nicht aus der Sicht derjenigen, die auf diese Weise ihren jeweiligen Augenblick pflücken, etwas durch und durch Schönes und Tröstliches?

Wenn man mich fragen würde, ob ich Angst habe vor dem Tod, könnte ich flapsig antworten: „Ich bin schon hundert Tode gestorben, warum sollte ich Angst haben vor dem Hundertundersten?“ Doch Scherz beiseite; natürlich habe ich Angst. Oder um präzise zu sein „Nicht vor dem Tod habe ich Angst, sondern vor dem Sterben“. Ich kenne das schreckliche Gefühl, wenn man nach Atem ringt und dennoch keinen Sauerstoff in die Lunge bekommt. Ich weiß, welche bis ins Mark dringende Bedrohung einem das Herzrasen bei Herzrhythmusstörungen vermittelt, wahrscheinlich mehr als jede andere Beeinträchtigung. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, was es bedeutet, knapp unter der Wasseroberfläche nur kaltes Nass einzuatmen statt Leben spendende Luft. Was nach dem Sterben kommt, wissen wir nicht, denn trotz aller Nahtoderfahrungen - , keiner hat wirklich diese endgültige Grenze überschritten und uns von dort drüben berichtet. So thematisieren zwar alle Religionen den Tod bzw. was nach dem irdischen Leben kommt, aber nicht zufällig sprechen wir in diesem Zusammenhang vom Glauben und nicht vom Wissen. Und warum sollte ich davor Angst haben? Sagt doch schon der griechische Philosoph Epikur „Der Tod geht mich eigentlich nichts an. Denn wenn er ist, bin ich nicht mehr, und solange ich bin, ist er nicht.“

Doch die Frage bleibt: Wie möchte ICH gerne sterben. Wir können uns unseren Tod nicht aussuchen. Doch zu allen Zeiten, in allen Kulturkreisen haben Menschen auf einen gnädigen Tod gehofft. Die einen verstehen darunter das Einräumen einer ausreichenden Frist, um irdische und geistige Dinge in Ordnung zu bringen. Die anderen wünschen sich umgekehrt ein rasches Ende und

nehmen dafür sogar die Dienste obskurer Sterbehilfeorganisationen in Anspruch. Gemein ist ihnen jedoch allen die Angst vor schmerzhaftem Leiden. Auch ich mache in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Es ist sicher kein Zufall, dass die alten Griechen, wollten wir Hesiod glauben, Hypnos (Schlaf) und Thanatos (Tod) als Zwillingsbrüder und Söhne der Göttin Nyx (Nacht) gesehen haben. Noch Shakespeare erinnert in seinem Hamlet-Monolog „Sein oder Nichtsein“ an diesen Zusammenhang. So gebe ich gerne zu, dass auch ich glücklich wäre, wenn ich, wie zu einem neuen Aufbruch, sanft einschlafen, sanft entschlafen dürfte, umgeben von Menschen, die mich lieben und die ich einmal liebte. Doch dies liegt nicht in unserer Hand und ich will es nehmen, wie es mir zgedacht ist.